

Dem Beethoven-Archiv wurde von Beginn an eine eigene Abteilung für rheinische Musikgeschichte angegliedert. Die Bedeutung der musikalischen Landschaftsforschung wurde von Schiederemair schon frühzeitig erkannt. Besondere Pflege fand sie in einer weiteren Gründung: der Arbeitsgemeinschaft für rheinische Musikgeschichte, die heute noch unter K. G. Fellerers Leitung die Ideen ihres Gründers in wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Tagungen weiterführt.

An äußeren Ehrungen hat es dem Bonner Gelehrten nicht gefehlt. 1910 ernannte ihn die königlich-italienische Akademie zu Bergamo zum korrespondierenden Mitglied. Im Januar 1937 wurde er zum Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Musikwissenschaft gewählt. Im Mai 1937 ernannte ihn die Internationale Stiftung Mozarteum in Salzburg zum Ehrenmitglied. Im Januar 1939 wurde er ordentliches Mitglied des Staatlichen Instituts für deutsche Musikforschung in Berlin, gleichzeitig wurde er zum Vorsitzenden einer Abteilung berufen. Ein Jahr später wurde er Vorsitzender der Musikalischen Abteilung der Deutschen Akademie. Das Mozarteum in Salzburg verlieh ihm im Dezember 1941 die goldene Mozart-Medaille, der einen Monat später die Verleihung der Wiener silbernen Mozart-Medaille folgte; 1952 schließlich wurde er zum Ehrenmitglied der Gesellschaft für Musikforschung ernannt.

Zum 60. Geburtstag ließ das Beethoven-Haus 1937 die Festschrift *Beethoven und die Gegenwart* durch Arnold Schmitz herausgeben, zum 70. Geburtstag folgte eine weitere, die wegen der Ungunst der Zeit nur in einem Original-Exemplar dem Jubilar überreicht werden konnte; dem Achtzigjährigen widmeten seine Schüler in Verbindung mit der Arbeitsgemeinschaft für rheinische Musikgeschichte und dem Verein Beethoven-Haus Bonn eine dritte Festschrift, die in den „Beiträgen zur rheinischen Musikgeschichte“ als Heft 20 im Druck erschien.

Mit Ludwig Schiederemair ist eine der markantesten Persönlichkeiten der älteren Generation deutscher Musikwissenschaftler von uns gegangen. Was er als Lehrer und Forscher, aber auch als zielbewußter und weitblickender Organisator für unsere Wissenschaft geleistet hat, wird bleibenden Wert behalten. Durch seine zahlreichen Schüler, die vielfach als Gelehrte und ausübende Künstler seit Jahrzehnten in verantwortlichen Stellungen sind, wurden seine Bemühungen um ernste, wissenschaftliche Arbeit und die Aufrechterhaltung wahrer künstlerischer Werte für weiteste Kreise unseres kulturellen Lebens fruchtbar gemacht. Sein Name wird in den Annalen der deutschen Musikwissenschaft weiterleben.

## *Rudolf Gerber zum Gedächtnis*

VON WOLFGANG BOETTICHER, GÖTTINGEN

Die Nachricht, daß Rudolf Gerber, Ordinarius für Musikwissenschaft an der Göttinger Universität, an seinem Wirkungsort in den Abendstunden des 6. Mai 1957 nach einem Herzanfall plötzlich verschieden sei, hat einen großen Schülerkreis, viele Freunde und Kollegen, die ihm seit Jahren herzlich verbunden waren, tief bewegt. Die Gesundheit des Gelehrten war seit langem von schweren Krisen bedroht gewesen, und schon 1952, ein Jahr nach dem freudig mit allen Beschwerden erfüllten

Dekanatsamte, zwang ihn sein Leiden, einige Monate auszusetzen. Seither aber hatte ein gütiges Geschick ihm noch mehrere Semester rastlosen Wirkens vergönnt. In strenger Ökonomie und weiser Beschränkung auf das Wesentliche konnte er das alte Leben zurückgewinnen und in Forschung und Lehre alles vergessen, was ihn an leiblicher Gefährdung umgab.

Rudolf Gerber war am 15. April 1899 zu Flehingen in Baden geboren. Nach Schuljahren in Karlsruhe, deren letzte Zeit von den Ereignissen des Ersten Weltkrieges überschattet war, begab er sich nach Berlin, wo er seine musikalische Ausbildung bei H. Bassermann und H. Rutkowski fortsetzte. Schon dem Schüler war eine starke Neigung zum Violinspiel mitgegeben, die er am Münzschen Konservatorium in Karlsruhe bei W. Eiffler und W. Grabert befriedigte. Im Jahre 1918 begann er — wie mancher um das Fach verdiente Forscher seiner Generation — das musikwissenschaftliche Studium in Halle und Leipzig. Die Universalität seiner Begabung, die sich keineswegs gleich auf einen internen Problemkreis festlegen wollte, entfachte Studien bei den Kunsthistorikern W. Waetzold und W. Pinder, vor allem aber bot ihm die ruhmreiche Leipziger philosophische und psychologische Tradition, fortgeführt durch Johannes Volkelt, Felix Krueger und Hans Driesch, willkommene Anregung. Ergaben sich hier im Kontakt zu Drieschs Neovitalismus und Entelechien im Anschluß an die aristotelische Terminologie manche Ausblicke für eine „moderne“, dem Phänomen nachspürende Betrachtung des Kunstwerks, so trat doch ein Mann in den Gesichtskreis des heranreifenden Wissenschaftlers, dessen bewundernswerte Selbstzucht und Klarheit der Schreibform ihm fortan zum Vorbild wurden: Hermann Abert. Die philologische, an Denkmälern des klassischen Altertums geschulte Methode war Rudolf Gerber, dem in humanistischem Geiste aufgewachsenen Menschen, in jenen Jahren ein willkommenes Korrektiv. Hier kamen die rühmenswürdigen Eigenschaften des Göttinger Gelehrten zum ersten Male zur Entfaltung: die scharfe Konzentration auf die Textvorlagen, bei deren Interpretation er nirgends über das Tatsächliche hinauswich, die terminologische Sicherheit, die Knappheit der Diktion und sein waches Organ für alle verborgenen Formenelemente. Als erste, verheißungsvolle Leistung konnte Rudolf Gerber 1922 seine Dissertation „*Die Arie in den Opern Joh. Ad. Hasses*“ vorlegen, die 1925, wesentlich erweitert und durch neue Repertoirestudien vertieft, als „*Der Operntypus Joh. Ad. Hasses und seine textlichen Grundlagen*“ erschien. Hier hatte das von H. Abert oft dargestellte Wort-Ton-Problem eine zentrale Würdigung erfahren. Und als dem akademischen Lehrer der ehrenvolle Ruf auf das Berliner Ordinariat zuteil wurde, nahm er seinen 24jährigen Schüler mit, der fortan — bis einige Monate nach H.



Aberts Tod (1928) — sich als 2. Assistent um den Aufbau des Musikhistorischen Seminars hohe Verdienste erwarb. Hier, in der zentralen Bildungsstätte junger Musikwissenschaftler, an der Wirkungsstätte eines Philipp Spitta und Hermann Kretzschmar, wirkte er neben seinem Freunde Friedrich Blume, dem 1925 von der Berliner Fakultät die *venia legendi* verliehen worden war. Aus jener tiefen Verbundenheit ist manches Gemeinsame hervorgegangen, nicht zuletzt sein Beitrag für die *Gesamtausgabe des Michael Praetorius* (Band I, II, X, XII; Wolfenbüttel 1928—1939), die *Acht Hymnen des Heinrich Finck*, die *Zwei Missae breves von Johann Theile und Christoph Bernhard*, die *Johannes-Passion des Thomas Selle*, eine *Hymnensammlung deutscher Meister des 15. Jahrhunderts*, *Italienische Madrigale nordischer Gabrieli-Schüler um Heinrich Schütz*, und *Drei geistliche Gesänge des J. Martini* (das Chorwerk, Band IX, XVI, XXVI, XXXII, XXXV, XLVI; Wolfenbüttel 1931—1937). In einer vorbildlichen Ausgabe erschloß er in derselben Reihe sämtliche *Hymnen des G. Dufay* der Praxis (Band II, 1937).

1928 hatte Rudolf Gerber sich als Privatdozent an der Gießener Universität habilitiert, wo er bereits im folgenden Jahre ein Seminar für sein Fach begründete. 1932 zum außerplanmäßigen Extraordinarius ernannt, vertrat er 1933—1935 zugleich seine Disziplin an der Universität Frankfurt, wo er auch einen Lehrauftrag für Geschichte der Kirchenmusik an der Staatlichen Hochschule für Musik wahrnahm. Der Verstorbene hat diese Verbindung zur *musica practica* bis 1943 nicht abreißen lassen, wie auch die akademischen *collegia musica* ihm bis in die letzten Tage eine Herzensangelegenheit geblieben sind. Zwei Jahre vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges folgte er dem Ruf an das Göttinger Ordinariat, das durch den frühen Tod Friedrich Ludwigs 1930 und den Fortgang Hermann Zencks, der den Lehrstuhl seit 1937 innehatte, verwaist war. Wehrdienst und die Schatten der nahenden Katastrophe ließen es zu keiner geordneten Lehrtätigkeit mehr kommen. Um so eindringlicher erging aber an den Forscher der Ruf, als schon 1946 die Göttinger *Georgia Augusta* als eine der ersten deutschen Hochschulen ihre Pforten wieder öffnete. Rudolf Gerber hat in jenen Jahren entbehrungsreiche Semester zurückgelegt. Unter räumlicher Beschränkung — das musikwissenschaftliche Seminar mußte einer Station des Roten Kreuzes weichen — hat er nicht nur den ordentlichen Ausbildungsweg wieder freigemacht, sondern in überfüllten Auditorien auch dem *studium generale* gedient. Glücklicherweise war die Seminarbibliothek von Kriegs- und Nachkriegsverlusten nur wenig betroffen, und manche Lücke konnte rasch durch Leihgaben der heutigen Niedersächsischen Staatsbibliothek geschlossen werden. So war ein neuer Schülerkreis bereits vor 1948, dem Jahre wirtschaftlicher Reformen, voll arbeitsfähig. Der Verstorbene hat in dieser Zeit äußerer Not und höchster geistiger Beanspruchung den Keim zu jenem Leiden eingepflanzt, dem er nun erlegen ist. Aber es waren für ihn Jahre glücklichster Betätigung und Erfüllung, wie er es oft im Gespräch geäußert hat; ein Geschenk, dessen er sich jederzeit dankbar entsann.

Gerbers jüngere Arbeiten verraten eine erstaunliche Konzentration auf einige wenige Sachgebiete, deren souveräne Kenntnis nur ihm vorbehalten war. Dem Wort-Ton-Problem waren noch seine gründliche Studie zum *Passionsrezitativ H.*

Schützens (Gütersloh 1929) und ein gehaltvoller Beitrag zu den *Cantiones Sacrae* des Meisters (Gedenkschrift für H. Abert, 1928) gewidmet. Abgesehen von vielen Zeitschriftenaufsätzen über das geistige Erbe des sächsischen *magister cappellae* und die Musik des Reformationszeitalters (die Liedweisen Luthers, die deutsche Passion vor Bach, H. Schützens *Musicalische Exequien*), bot er 1941 eine quellenkritische Monographie *Chr. W. Glucks* (erweitert in II. Auflage 1950), der bald Spezialstudien an unbekanntem Instrumentalstücken Glucks und wichtige genealogische Ergänzungen folgten (in dieser Zeitschrift IV, 1951 und Arch. f. Musikforschung VI, 1941). Sodann fühlte er sich zu Johannes Brahms hingezogen, dessen ihm besten Sinne akademischer Geist ihm wesensverwandt war. Seinem *Johannes Brahms* 1938 war eine scharfsinnige Formanalyse der Lieder vorausgegangen (Peters-Jahrbuch 1932), und Einzelstudien zum Volkslied bei Brahms (in der von Herman Nohl herausgegebenen „Sammlung“, III, Göttingen 1948) und zum „*Deutschen Requiem*“ (Das Musikleben, II, 1949) schlossen sich an. Göttingen als Sitz der jüngeren Händeltradition und des Deutschen Bachfestes (1950) wurde ihm zur Anregung für manche kleinere Publikation, hinter der sich ausgedehnte Quellenstudien verbergen. Bewundernswert bleibt seine mit enzyklopädischer Weite des Wissens entworfene Übersicht der klassischen und romantischen Musik Deutschlands (MGG III, 322–344; 1954) und jene, auf Einladung Hermann Heimpels noch jüngst geschaffene kleine Monographie Brahmsens (*Die Großen Deutschen*, IV, 71–81; 1957). Letztlich aber war es das noch wenig erforschte Korpus der mehrstimmigen Hymnenkomposition, dem er seine ganze Kraft widmete. Hatte er schon in einem denkwürdigen Kongreßvortrag (Lüneburg 1950) wichtige Hinweise zur Textauswahl des späten Mittelalters geboten, so legte er weitere Untersuchungen zur *spanischen und römischen Hymnentradition des 15. Jahrhunderts* vor (AfMw X, XII; 1953, 1955), die einen Auftakt zu jener verheißenen großen Geschichte der Gattung bilden, die wir nun nicht mehr erhoffen dürfen. Doch es ist tröstlich zu wissen, daß Rudolf Gerber noch wenige Tage vor seinem Tode der altehrwürdigen Göttingischen Gelehrten Gesellschaft den 1. Band der Neuausgabe des *Mensuralcodex des Nicolaus Apel* (UB Leipzig Ms. 1494) überreicht hat. Diese Niedersächsische Akademie der Wissenschaften, die den Gelehrten und sein Fachgebiet 1952 durch ihre Ernennung zum ordentlichen Mitglied der Philologisch-Historischen Klasse ehrte, sieht der Drucklegung im „Erbe deutscher Musik“ mit Interesse entgegen, ebenso wie wohl als letzte Leistung des Verstorbenen noch ein Beitrag zur *Hymnologie* zu erwarten ist (MGG VI, 1958). Rudolf Gerber hatte am 6. Mai 1957, seinem Todestage, dieses Sommersemester mit seiner Hauptvorlesung begonnen. Ihm war jene hohe Gnade vergönnt, bis fast zum letzten Atemzuge seinem erwählten Auftrag zu dienen. Schüler und Freunde, die ihm an einem strahlenden Frühlingstage das letzte Geleit gaben, und ein weiter Kreis von Fachgenossen, die sich in der schmerzlichen Stunde mit ihm und den Hinterbliebenen verbunden fühlten, werden sein Andenken ehrend bewahren. Sein Geist ist unvergänglich.